

Die Pest von Sommerach

Einer alten Sage nacherzählt.

Endreß Seufert, der Fährmann von Sommerach, saß um Mitternacht noch vor seinem Fährhause am Main und starre in die dunkle Nacht, lauschend dem Murmeln des Flusses, der träge dahinfloß und seine Wasser hie und da mit Gewalt an das Boot warf, daß es polternd an das Ufer stieß und den Fährmann aus seinen Träumen schreckte.

„Heute wird wohl niemand mehr kommen zum Überfahren“, brummte er leise vor sich hin und schaute nochmal über den Fluß hinweg zum anderen Ufer. Es war niemand zu sehen. Er prüfte noch mal die Verankerung des Bootes und schritt langsam seinem Hause zu. Frau und Kinder, die tagsüber in den Weinbergen gearbeitet hatten, schliefen, müde von der harten Arbeit, längst.

Auch Endreß wollte nun in Ruhe den neuen Tag erwarten, als er, ein kalter Schauer rieselte durch den Körper des Alten, plötzlich auf der anderen Seite des Flusses den Sand knirschen hörte und durch die tiefe Einsamkeit der Nacht ein Keuchen vernahm, wie das atemlose Laufen eines zu Tode gehetzten Menschen. Stumm stand Endreß Seufert vor der Türe des Hauses und spähte horchend in die kühle Nacht. Die Schritte kamen näher und immer näher, und da sah er auf einmal im Scheine des Mondes eine Gestalt am Ufer stehen, die wild gestikulierend ihn mit seinem Boot zum anderen Ufer rief.

„Hol über, hol über!“, rief es immer wieder von neuem mit heiserer Stimme zu ihm herüber. Den Fährmann packte der Schrecken. Wie gebannt blieb er stehen. Der Atem stockte ihm in der Brust.

„Hol über, Fährmann, hol über!“, rief es noch einmal, doch diesmal war das Rufen weicher und milder gestimmt. Es war wie das leise Schluchzen eines Weibes, das verfolgt und gehetzt, glücklich aus den Händen ihrer Verfolger entrann und sich nun in Sicherheit wußte.

Endreß Seufert war ein guter Mensch. Er hatte ein mitleidiges Herz. Nun hatte er keine Furcht mehr, und schnell entschlossen sprang er an die Fähre, löste das Seil und fuhr über.

Am anderen Ufer stand ein großes, hageres Weib und wartete, der Überfahrt begehrend. Gelbschwarz war ihr knochiges Anlitz, das durch ein sonderbares Kopftuch fast verdeckt wurde. Die dunklen Augen starrten gläsern aus ihren Höhlen, das Gewand hing ihr in Fetzen vom Leibe und die langen, mageren Finger klapperten wiedürre Buchenstäbchen aneinander. Entsetzen faßte den Fährmann beim Anblick dieser Frau, und der Fährbaum entfiel seinen zitternden Händen. Doch schnell ermannte er sich wieder und stieß seinen Schelch glücklich vom Ufer ab. Kein Wort sprachen sie während der Fahrt miteinander, - sie wurde dem Fährmann fast zur Ewigkeit. Kein Wort kam von den welken, blutleeren Lippen und nur der heiße Atem kroch ihr wie knisternde Flammen aus dem Munde. Am anderen Ufer angelangt, glaubte nun Endreß seinen unheimlichen Gast los zu sein, doch das Weib bat ihn, noch ein Viertelstündchen in seiner Wohnung ausruhen zu dürfen.

„Ich bin müde“, sprach sie mit spöttisch lauerndem Blick zu dem Fährmann, und ich habe eine weite, anstrengende Reise hinter mir. Nur ein Viertelstündchen möchte ich bei dir ausruhen, dann will ich wieder meines Weges weiterziehen!“ —

Der Fährmann hatte ein gutes Herz und hieß sie eintreten in sein Haus. — Doch immer noch würgte der Schreck seine Glieder. Er bekreuzigte sich und seine Stube, als er über die Schwelle trat. Scheu schaute er zu dem alten Weibe hinüber; die aber setzte sich, müde und matt in den großen Sessel am Ofen und löste das Tuch von ihrem Kopfe und — siehe, sie hatte brandrotes Haar.

„Das bedeutet nichts Gutes“, dachte der Fährmann und sein Herz wurde leichter, als sie zu sprechen anhub: „Ferne ist noch mein Ziel und die Nacht ist kalt, — mich friert. Morgen erst will ich weiter wandern. Zeige mir den Weg zur nächsten Herberge, damit ich meine müden Glieder dort ausruhen kann“.

Endreß wies ihr gerne den Weg zum nächsten Gasthaus im Ort, froh, sie nun endlich aus seinem Hause zu haben. Seine Frau und Kinder schliefen noch und wußten nichts von den Begebenheiten dieser Nacht.

Eins schlugs vom Kirchturm im Dorfe. Im Wirtshaus brannte noch ein Licht, rufsig und trüb. Um den großen Eichentisch in der Gästestube saßen der Wirt mit Frau und Kind. Es war, als ließe sie ein geheimes Etwas nicht zur Ruhe kommen. Stumm und bedrückt saßen sie da und schauten sich an. Das Kind lag schlafend in der Mutter Arm. — Da schlug es klopfend an die Tür!

Ein Schauer kam über die Leute in der Stube. „Wer ist draußen?“, rief der Wirt zur Türe hin. „Ich bins, macht auf!“ Der Wirt schob den Riegel zurück und herein trat die schwankende Gestalt der Frau. „Gebt mir zu essen und dann ein Lager, — mehr will ich nicht! Nur eine Stunde will ich schlafen, dann geh‘ ich weiter!“ sprach das Weib, nahm das Tuch vom Kopfe und ließ sich erschöpft in den Stuhl fallen der in der Ecke stand. Die Frau des Wirtes brachte Brot und Käse und stellte ein Krüglein Wein auf den Tisch. Gierig aß und trank die Alte von den Speisen und ging schweigend zu dem ihr bereiteten Lager.

Die Wirtsleute konnten in dieser Nacht kein Auge mehr schließen. Es war, als läge der Satan im Haus. — Im Morgengrauen, bevor noch das Aveläuten über das Dorf erklang, verschwand der unheimliche Gast aus dem Hause, — niemand wußte wohin. Am selbigen Tage erkrankte die Magd des Wirtes. Darauf die Wirtin und das Kind und darauf der Wirt selbst an der Pest und alle vier starben in der folgenden Nacht. Auch Endreß Seufert erkrankte mit seiner Familie. Sie starben gleichfalls, so daß die Rede ging im Lande, der Mainfährer habe die Pest über den Main gefahren. Bald hub ein großes Sterben an von Haus zu Haus. Dreißig brave Bürger starben nacheinander an dieser schrecklichen Seuche.